

Von Charlotte Roth sind bereits folgende Titel erschienen:

Als wir unsterblich waren
Als der Himmel uns gehörte
Weil sie das Leben liebten
Bis wieder ein Tag erwacht

Über die Autorin:

Charlotte Roth, Jahrgang 1965, ist Berlinerin, Literaturwissenschaftlerin und seit zehn Jahren freiberuflich als Autorin tätig. Mit ihrem Roman *Als wir unsterblich waren*, der auf einem Stück ihrer eigenen Familiengeschichte basiert, erfüllte sie sich einen lang gehegten Traum, und der Roman wurde zum Bestseller. Charlotte Roth hat Globetrotter-Blut und zieht mit Mann und Kindern durch Europa, hält an ihrem Koffer in Berlin aber unverbrüchlich fest.

Charlotte Roth

WENN
WIR
WIEDER
LEBEN

ROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe Juli 2018

Knaur Taschenbuch

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International

Autoren- und Verlagsagentur www.ava-international.de

Redaktion: Silvia Kuttny-Walser

© Zitate von Paul Celan: Paul Celan, Mohn und Gedächtnis

© 1952, Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: arcangel images / Malgorzata Maj; akq-images

Satz: Daniela Schulz, Rheda-Wiedenbrück

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52030-7

2 4 5 3 1

*Für dich, Omi, für dein Sopot, für dein Gdańsk.
Dein jüngster Urenkel, der mit mir in deiner Heimat war,
würde sagen: »Danke so viel.«*

*»Maikäfer flieg,
Der Vater ist im Krieg.
Die Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg.«*

Kinderlied, Herkunft unbekannt

Šwit na morzu – Morgen am Meer

*»Wenn du wiederkommst,
Weißt du, wo du mich findest.
Ich bin in der Frühe am Strand
So wie damals.
Der Wind wird wie immer sein
Und das Meer so grau, wie du es kennst.
Nur ich werde nicht mehr dieselbe sein,
Aber Sorge dich nicht. Das wird niemand merken.*

*Morgen am Meer.
Gott verdamm mich – unser Morgen am Meer.
In die Stille gehüllt wie in deinen alten Mantel
Füße schwer vom Treibgut, standen wir in der Gischt.
Ich stehe noch immer und warte,
Auch wenn die Stille kein Echo mehr hat.*

*Du kommst nicht wieder,
Und niemand findet mich mehr
In der Frühe am Strand.
Vorbei ist vorbei.
So wie immer bleibt nur der Wind
Und das Meer mit seinem Vor und Zurück.
Das mit dir und mir ist lange vergessen,
Und die Welt merkt nicht, dass wir fehlen.*

Morgen am Meer ...«

Lied der Vier aus Zoppot, Herkunft umstritten

ERSTER TEIL

Wanda

Berlin

Herbst 1963

*»Esenbaum, dein Laub blickt weiß ins Dunkel.
Meiner Mutter Haar ward nimmer weiß.«*

Paul Celan: *»Esenbaum«*

Die Tische in der Mensa waren wie Gesichter, fand Wanda: manche neu und aus glattem Pressspan, manche von irgendwo angeschleppt und fremd, manche alt und übersät von Narben.

An einem der Narbentische saßen sie zu dritt: Helga Landschulze, die nicht hierhergehörte, Sigi Witthuhn, die schon ein Jahr lang studierte, und Wanda, die vor vier Wochen angefangen hatte. Helga fuhr in ihrer Mittagspause die ganze Strecke zur Uni nach Dahlem, weil sie behauptete, das Geld fürs Pausenbrot sparen zu müssen. »Was verdient eine wie ich denn schon? Weniger als die Spaghettifresser in der Eisdielen. Und mein Vater missgönnt mir jedes Gramm Margarine, das ich mir auf die Stulle kratze.«

In Wahrheit, so vermutete Wanda, bestrich sich Helga ihre Brote dick mit Schmalz oder Mettwurst und verschlang sie auf dem Weg zur Universität, wo sie sich von Wanda ein Essenstablett samt Nachttisch holen ließ. Helga war immer hungrig. »Das ist so eingebrannt, von der schlechten Zeit«, sagte sie zu Wanda. Und: »Du verstehst das nicht, du kennst ja keinen Hunger.«

Damit hatte sie recht. Solch einen Hunger, wie er Helga umtrieb, kannte Wanda nicht, weshalb sie ihr das Tablett, das ihr als Studentin zustand – Erbsensuppe mit Würstchen und Milchreis mit brauner Butter –, gern überließ. Sie mochte die aus Blechkübeln ausgeteilten Gerichte sowieso nicht. Sie rochen unangenehm, waren mit einer Haut überzogen und machten ihr keinen Appetit.

Essen – das begann für Wanda mit dem Duft, der ihr daheim, in der Alboinstraße, schon im Treppenhaus entgegenschlug. Das Gänseklein auf dem Herd, das Matti behutsam rührte, die

Sauerkrautsuppe mit frisch geröstetem Speck, der lange Tisch, an den sie alle sich setzten, und die weißen Teller mit der blauen Schrift, von denen sie gerade sechs besaßen, der sechste, den sie nur zu Weihnachten brauchten, war am Rand angeschlagen. Auf dem Herd standen immer Töpfe, in denen etwas vor sich hin köchelte – Holundergelee oder Hühnerbrühe und vor Weihnachten Markknochen für den Karpfen in Aspik. Es war warm, die Luft feucht vom Dampf, und vier Gesichter blickten ihr entgegen. Sie war erschöpft und froh, daheim zu sein. Die Mensa-Erbsensuppe mit der Haut konnte getrost Helga essen, Wanda dagegen freute sich auf den Abend zu Hause.

Sigi, eine Arzttochter im dritten Semester, die Wanda unter ihre Fittiche genommen hatte, schien Hunger gar nicht zu kennen. In ihrem milchfarbenen Pullover wirkte sie knochig, führte einen Löffel Erbsen zum Mund und schob dann Helga angewidert ihr Tablett hin. »Meines können Sie auch haben, wenn Ihnen so was schmeckt. Dass deutschen Studenten so ein Fraß vorgesetzt wird, ist eine Schande, aber unsere Studentenvertreter wühlen ja lieber alten Schlamm auf, statt sich um banale Bedürfnisse zu kümmern.«

»Eine wie ich kann sich's nicht leisten, den Suppenkasper zu spielen«, sagte Helga, zog das Tablett zu sich und begann gierig, den Eintopf in sich hineinzulöffeln. »Bei uns wird gegessen, was auf den Tisch kommt, oder der Magen bleibt leer.«

»So, als würde Ihr Magen oft leer bleiben, sehen Sie aber nicht aus«, bemerkte Sigi, ließ Helgas giftigen Blick an sich abprallen und steckte sich eine Zigarette an.

Es war anstrengend, mit den beiden zusammensitzen, weil sie nichts gemeinsam hatten, abgesehen davon, dass sie mit Wanda befreundet waren. Wobei Helga der Meinung war, Wanda sei treulos, wenn sie Sigi als Freundin bezeichnete. Schließlich kannte sie die Arzttochter erst seit vier Wochen, ihre wirkliche

Freundin – Helga – dagegen bald ihr ganzes Leben. Aber so war Wanda eben. Sie mochte Menschen und fand überall Freunde. »Deine Mutter war genauso, als sie jung war«, sagte Tante Lore. »Sie brauchte die Leute bloß anzusehen, und jeder liebte sie.« Wandas Mutter, die Wanda und ihre Schwestern nicht Mutti, sondern Matti nannten, kam selten aus dem Haus und hatte daher kaum Gelegenheit, Freunde zu finden, aber alle Freunde von Wanda liebten sie. Sie brauchte sie nur anzusehen. »Deine Matti ist solch ein Schatz«, sagte Helga, die in der Wohnung in der Alboinstraße ein und aus ging. »Du weißt gar nicht, was für ein Glück du hast.«

Das sagte Helga oft: Wanda wisse gar nicht, was für ein Glück sie habe, weil ihre Mutter ein Schatz war und Tante Lore »auch eine ganz Liebe«, weil sie keinen Vater hatte, der die Stütze versoff und Prügel austeilte, keinen ewig bevorzugten Bruder, sondern nur zwei bescheidene Schwestern, weil sie studieren durfte, statt sich im miefigen Dampf einer Wäscherei die Beine in den Bauch zu stehen, weil jeder sie mochte, obwohl sie sich nicht halb so viel Mühe gab wie Helga.

Doch, dachte Wanda, sooft Helga das sagte, doch, ich weiß, was für ein Glück ich habe, ich spüre es jeden Tag, wenn ich aufwache und höre, wie Matti in der Küche Hagebuttentee brüht und dabei leise, fast lautlos summt. Aber ich spüre auch, dass mir etwas fehlt. Ich war gut in der Schule, meine Lehrer haben mich für ein Studium empfohlen, doch als der Direktor mich fragte, was ich gern aus mir machen würde, ist mir keine Antwort eingefallen.

»Etwas mit Musik«, hatte sie gemurmelt und sich geschämt, denn sie spielte nicht einmal Blockflöte und stammte aus keiner Musikerfamilie. In der Wohnung in der Alboinstraße gab es zwar ein Instrument, aber niemand spielte darauf. Matti und Tante Lore machten sich nichts aus Musik, doch anders als Helgas Eltern, die deren Lieblingslieder *Negermusik* und *krankes*

Geheule nannten, hatten sie Wanda niemals verboten, Radio zu hören. Im Gegenteil. Sie hatten sogar gespart, um im *Kaufhaus Held* die Anzahlung für einen Plattenspieler zu entrichten, und Freitag für Freitag, wenn Tante Lore ihre gelbe Lohntüte nach Hause brachte, legten sie als Erstes das Geld für die Rate beiseite. Sie hatten Wanda nicht einmal gefragt, ob sie sich einen Plattenspieler wünschte, sondern nur miterlebt, was mit ihr geschah, wenn sie Musik hörte.

Was genau das war, begriff sie selbst nicht, aber es funktionierte bei so gut wie jeder Musik, selbst bei Blaskonzerten der Heilsarmee und seichten Schlagern von Connie Francis. Als wäre ihr Körper elektrisiert, jede Sehne gespannt, jede Pore geöffnet, um die Klänge einzusaugen. Bei Songs der Beatles glaubte sie, an sämtlichen Gliedern zu zucken, und bei Liedern von Édith Piaf, die in diesem Jahr verstörend jung gestorben war, wurde ihr schwindlig, weil die Musik ihr so naheging.

Padam, padam, padam.

Wilde Traurigkeit, die bis zum Umfallen tanzte.

Wanda verstand weder vom einen noch vom anderen etwas, von Tanz so wenig wie von Traurigkeit, und von Musik am allerwenigsten. Also hatte sie sich für die Studienfächer Deutsch und Geschichte entschieden und beschlossen, Lehrerin zu werden. Was fing man auch sonst mit einem Studium an? Wandas Familie kannte höchstens eine Handvoll Menschen, die studiert hatten – den Priester ihrer Gemeinde, den Hausarzt und die Lehrer, die Ari, Vera und Wanda unterrichtet hatten. Priester konnte sie nicht werden, und für ein Medizinstudium tat sie sich zu schwer mit den Naturwissenschaften.

Lehrerin dagegen schien machbar. Der Direktor hatte genickt: »Warum nicht, das Zeug dazu dürften Sie Ihren Zeugnissen nach ja besitzen. Ich hoffe, Sie wissen, was für ein Glück Sie haben, Fräulein Scharneck.«

Unter den sechzehn Abiturienten ihres Jahrgangs war Wanda das einzige Mädchen gewesen. Sie wusste, was für ein Glück sie hatte, auch wenn das Glück manchmal schwerer zu schleppen war als die lederne Mappe, die Matti und Tante Lore ihr zum Studienbeginn geschenkt hatten. »Wer hätte das gedacht?«, hatte Tante Lore gesagt. »Nach allem, was war, schafft es eine von uns an die Universität. Wir sind stolz auf dich, Wanda.«

»Bist du heute zurechtgekommen?«, unterbrach Sigi Wandas Gedankenfluss und stippte Asche auf Helgas Tablett. »Wenn nicht, frag mich ruhig. Ich erkläre dir gern, was du nicht verstanden hast.«

Sie hatten gemeinsam zum zweiten Mal ein Proseminar zur Lyrik der Heidelberger Romantik besucht. Der Professor, der es hielt, sprach mit schnarrender Stimme, marschierte mit ausladender Gestik vor dem Pult auf und ab und trug am Handgelenk zwei Uhren, um derentwillen er Wanda in der Eröffnungsveranstaltung zusammengestaucht hatte. Dass ein Professor schrie, bis er rot anlief, hatte sie nicht erwartet, und seine Gegenwart machte sie so beklommen, dass sie Mühe hatte, sich zu konzentrieren.

»Was macht ihr denn da, was so schwer zu verstehen sein soll?«, fragte Helga. »Aber ich bin euch ja sowieso zu dumm. Ladenmädchen bei *Wäsche Meyer* – was ist das schon?«

Sigi drückte die Zigarette aus und ignorierte Helga. »Ich fand es eigentlich nicht schwer zu verstehen«, brachte Wanda heraus. »Eher langweilig. Obwohl ich als Anfängerin so etwas nicht sagen sollte. Ich habe mich nur gefragt ...«

Sie ließ den Strom der Worte versiegen und hoffte, jemand würde das Wort übernehmen und mit einem neuen Thema aufwarten. Sie tat das manchmal, Matti tat es ebenfalls, und meistens funktionierte es.

Heute nicht. Sigi hob die Augenbrauen, und Helga, die beide

Griesschüsseln leer gelöffelt hatte, fragte: »Ja, was denn nun? Hat's dir die Sprache verschlagen?«

»Nein, nein«, sagte Wanda und spielte mit dem ausgefransten Band um ihr Handgelenk – wie immer, wenn etwas sie verunsicherte. »Ich habe mich nur gefragt, was das alles mit uns zu tun hat, diese Gedichte über Mondschein und rauschende Brunnen, warum wir uns heute noch damit beschäftigen sollen. Aber ich weiß natürlich, dass es sein muss, wenn ich Deutschlehrerin werden will.«

Sigis Brauen blieben oben.

»Warum du das werden willst, weiß ich sowieso nicht«, sagte Helga. »Aber du warst ja schon immer was Besonderes. Wanda ... Wer heißt denn so? Weißt du noch, in der Volksschule? Von zwanzig Mädchen in der Klasse hießen acht Helga, aber zu dir hat der Lehrer gesagt, er wusste nicht mal, dass Wanda ein Name ist.«

»Acht Helgas?«, fragte Sigi. »Ist das Ihr Ernst?«

Helga nickte. »Helga Schulze gab's zweimal, und dazu ich als Landschulze. Mich hat nie ein Lehrer beim Namen genannt, ich war immer bloß ›eine von den Schulze-Helgas‹.« Mit einer traurigen kleinen Geste schob sie beide Tablets beiseite und stand auf, um zu gehen. In der nächsten Bewegung hielt sie inne. »Das war ja wieder mal klar«, murmelte sie. »Sobald ich losmuss, lässt sich hier was Hübsches blicken.«

Wanda drehte sich um. An ihren Tisch waren zwei junge Männer getreten, deren Gesichter ihr vage bekannt vorkamen. Wenn sie sich recht erinnerte, saß der Kleinere, dem die überdimensionalen Ohren vom Kopf abstanden, in irgendeiner ihrer Vorlesungen. Der Größere trug kein Essenstablett vor sich her, sondern unterm Arm einen prallen Aktenordner. »Das ist ganz einfach«, sagte er.

»Was ist ganz einfach?«, entfuhr es Wanda.

»Die Antwort auf deine Frage«, sagte der Mann. »Du wunderst dich, was diese Verseschmiede mit ihren Wanderliedern und Wunderhörnern mit uns zu tun haben, und die Antwort lautet: nichts. Nichts haben die mit uns zu tun. Auch wenn deren Deuschtümelei beileibe nicht so harmlos ist, wie das Geschmachte von Nachtigallen und christlicher Erweckung uns glauben machen will.«

Sigi stöhnte. »Verschone uns. Das hier ist die Mensa. Keines deiner Versammlungslokale.«

Helga gaffte immer noch den Mann an, der Wanda so unverblümt und ohne jede Hemmung duzte. Er war groß und hatte ein kantiges Gesicht, umrahmt von ungekämmtem, zu langem Haar.

»Ich bin übrigens Manne«, sagte der Kleinere, der halb verdeckt stand. »Und der Stoffel hier neben mir ist Andras. Dass er's nicht für nötig hält, sich vorzustellen, dürft ihr ihm nicht übel nehmen. Manieren gehören nicht zu seinen Stärken.«

»Was ja nichts Neues ist.« Sigi verdrehte die Augen. »Gibt es sonst noch etwas, oder könntet ihr so nett sein, Leine zu ziehen und uns in Ruhe essen zu lassen?«

»Du isst doch gar nicht.« Der Kleinere, der sich als Manne vorgestellt hatte, grinste und wandte sich Wanda zu, die ihn jetzt erkannte. Er war ebenfalls in dem Seminar des Professors mit den zwei Armbanduhren gewesen. »Und wo ist dein Teller? Schmeckt's dir nicht in unserem Lukullustempel?« Er streckte ihr die Hand hin. »Herzlich willkommen an Berlins Freier Universität. Du heißt Wanda, stimmt's?«

Als Wanda nicht reagierte, hob er die Hände. »Schon gut. Wir sind nicht halb so schlimm, wie wir aussehen, und wir machen uns auch gleich dünne.«

»Nein, nicht!«, rief Wanda. Sie fand den Jungen namens Manne nett und bewunderte, wie selbstbewusst er auftrat, obwohl er

nicht älter sein konnte als sie und seiner Ohren wegen sicherlich Spott gewohnt war. Sie wollte nicht, dass die beiden gingen. Der andere – Andras – war nicht nett, aber das, was er über die Dichter der Heidelberger Romantik gesagt hatte, ließ sie nicht los.

»Bitte bleiben Sie doch. Ich war nur in Gedanken.«

»Ich bleibe sowieso.« Andras knallte den Aktenordner auf den Tisch und zog sich einen Stuhl heran, dass die Beine über den Boden kreischten. Er ließ sich nieder, stützte die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände. Die Intensität, mit der er Wanda ansah, hätte man unverschämt nennen können, und seine Augen hatten eine seltsame Farbe, Dunkelblau oder Dunkelgrau, die weder zu den schwarzen Haaren noch zu der bleichen Haut passte. »Du sitzt im Proseminar bei Raimund Krankemann mit den zwei Uhren, richtig? Achim von Arnim und Clemens Brentano, die zwei Waldvögelein, die doch nur die Natur besingen und gegen die deshalb auch niemand etwas sagen darf.«

Sein Blick bereitete ihr Unbehagen. Sie konnte nicht länger still sitzen, sondern begann, mit den Füßen zu scharren und an dem Band um ihr Handgelenk zu zupfen. Es bestand nur noch aus ein paar seidenen Fäden, und wenn sie nicht aufhörte, würde es reißen – das Band, das sie schon beinahe so lange trug, wie ihre Erinnerung zurückreichte.

»Auf das Gerede von Andras musst du nichts geben«, sagte Sigi.

»Das habe ich dir doch neulich schon gesagt, dieser Politik-Zirkus ist seine Masche. Damit schmeißt er sich an jede ran, und sein Studium hat er längst vergeigt.«

Andras beachtete sie nicht, sondern schloss die Hand um Wandas Gelenk mit dem Band. »Nicht doch«, sagte er. »Wenn du das loswerden willst, besorge ich eine Schere.«

»Ich will's nicht loswerden!«, rief Wanda.

»Das dachte ich mir.« Noch immer sah er sie unverwandt an.

»Was ist das?«

»Es ist ...«, begann Wanda und ließ das blaue Band los. »Es ist von meiner Mutter.«

Sie trug es fast so lange, wie sie denken konnte. Matti hatte es ihr gegeben, als sie mit Vera und ein paar Nachbarskindern im Hof *Räuber und Gendarm* gespielt hatte. Sie hatten aus Zweigen Pistolen gebastelt, mit denen sie aufeinander schossen. Wurde jemand getroffen, musste er sich zu Boden werfen und tot sein. Nicht für immer. Wenn er bis hundert gezählt hatte, durfte er wieder leben, aber dieses Zählen bis hundert kam Wanda vor wie eine bleischwere Ewigkeit.

Wanda mochte das Spiel nicht. Sie spielte nur mit, weil alle anderen wild darauf waren. Ständig stritten sie sich: »Du hast zu schnell gezählt, du musst noch tot sein!«, gellte es über den Hof, sobald jemand sich zu früh rührte.

Wanda war erst sechs, gerade zugezogen, und bis hundert zählen konnte sie nicht. Mit Mühe schaffte sie es bis zwanzig, das war hart genug. Bei der letzten Zahl sprang sie auf. »He, du!«, schrie einer der Spielkameraden. »So einfach wieder leben geht nicht. Wenn du nicht zählen kannst, bleibst du für immer tot!« Sie weinte nicht oft, galt als fröhliches, umgängliches Kind, doch an diesem Tag war sie in Tränen ausgebrochen.

Matti stand in der Küche, sie hatte das Fenster zum Hof geöffnet und war mit einem Ohr bei ihren Kindern. So schnell, wie sie die zwei Stockwerke hinunter und über den Hof rannte, hätte kein Athlet sie einholen können. Um ihr Haar trug sie ein geblümtes Tuch und über Rock und Bluse eine saubere Schürze. Sie kniete sich vor Wanda aufs Pflaster und schlang die Arme um sie. Kein Kind, dachte Wanda, kein Kind auf der Welt hat eine Mutter, die so schön ist wie Matti.

Wanda wollte nicht, dass Matti mit den anderen Kindern schimpfte. Sie war doch neu hier, musste sich ihren Platz erst erkämpfen. Matti aber schimpfte nicht mit den Kindern. Sie

bemerkte sie gar nicht, sondern hatte nur Augen für Wanda. »Ist ja gut, meine kleine Pirogge, mein Pischkachelche, das bekommen wir schon hin.«

»Ich will nicht tot sein, Matti. Totsein ist dunkel. So lange tot sein, bis ich zählen kann, will ich nicht.«

»Weiß ja, Piroggche, weiß ja. Wer will das schon?«

»Und wenn ich so lange tot bin, vielleicht wache ich dann gar nicht mehr auf!« Von Neuem brach Wanda in Tränen aus und begriff sich selbst nicht. Was war an dem Spiel denn so sehr zum Weinen? Was konnte ihr dabei passieren, und woher wollte sie mit ihrem warmen, hellen Leben wissen, dass Tod dunkel war?

»Schau mal her«, hatte Matti gesagt und ihr den Ärmel der Jacke zurückgestrichen. »Haben wir als Kinder auch gespielt, aber wer uns töten wollte, musste uns erst unser Lebensband abnehmen.« Nach kurzem Nesteln zog sie ein hellblaues Band aus ihrem eigenen Ärmel und schlang es lose um Wandas Handgelenk. »Dann musste er selbst bis hundert zählen und es uns wiedergeben. Wer sein Lebensband hatte, dem konnt' keiner erzählen, er wär tot, und dir erzählt's auch keiner mehr. Fall einfach um und spiel die Tote – du hast ja dein Band und weißt, dass du noch lebst.«

Wanda hatte auf ihr Handgelenk gestarrt und schniefend aufgeatmet.

»Ist es jetzt besser?«

Sie hatte genickt.

»Mein Nebelkind.« Nur selten nannte sie Wanda so, nur wenn sie allein waren. »Wenn du nicht mehr draußen spielen magst, komm mit mir nach drinnen. Ich koch uns einen Kakao, und die Mohnklöße sind auch gleich schön rösch.«

Aber Wanda mochte nicht nach drinnen kommen. Sie hatte Menschen gern, sie wollte hier Freunde finden, und dazu musste man eben manchmal bei einem ungeliebten Spiel mitmachen.